

## Laudatio auf die 1. Preisträgerin: Simone Hirth

„wir wissen beide, dass es mit den Vögeln ein Anderes ist“

Die Lyrikerin und Prosaschriftstellerin Simone Hirth legt mit *Jausngebete* einen Text vor, der unter seiner Überschrift neun knappe Prosastücke versammelt. Sie sind vielfach und vielfältig miteinander verbunden, bewahren durch ihre Überschriften jedoch eine gewisse Eigenständigkeit. Diese geht so weit, dass sich aus der Abfolge der Prosastücke nicht umstandslos ein ‚roter Faden‘ erschließen lässt, der durch die Texte leitet und der es erlauben würde, ihren Inhalt nachzuerzählen. Vielmehr treiben die Texte ein Spiel mit der Sprache und miteinander, ein Spiel, das komische Zufälle hervortreibt und merkwürdige Assoziationen freisetzt.

Das offenkundig nachlässige Verhältnis der Autorin zu Fragen der narrativen Erzeugung einfach erkennbarer Sinnzusammenhänge und nachzuerzählender Inhalte zeigt, wie nah sich Lyrik und Prosa im Werk von Simone Hirth sind. Diese Nähe ist eine beabsichtigte und professionell geschulte. Simone Hirth hat am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig studiert, ihre Arbeiten wurden mehrfach durch Stipendien ausgezeichnet und gewürdigt. In einer Reihe von Zeitschriften und Anthologien hat sie Gedichte und Prosatexte veröffentlicht.

Eine Annäherung an *Jausngebete* kann kaum über Inhalte gelingen, wohl aber über Themenkomplexe und Assoziationsfelder. Beginnen wir mit dem Titel. Eine Jause ist eine Mahlzeit, genauer: eine Zwischenmahlzeit. Die kleine Form der Prosastücke greift das Moment des Dazwischen und des Nicht-Ganz-Vollwertigen oder Ernst-zu-Nehmenden auf. Das Moment des sinnlichen Genießens, das zum Essen gehört, ist in der Sprache aufgehoben. Sie verdichtet, ist jedoch weder karg noch aske-

tisch. Von Bedeutung zu sein scheint auch der Ort, an dem die Jause einzunehmen ist. Er sollte, wie es an einer Stelle heißt, im Freien liegen, „dorfauswärts und bildungsfern“. Unverkennbar ist dem Text eine Vorliebe für diese Ausflüge aufs Land eingeschrieben. Sie bilden den Gegenpol zur Stadt mit ihrer „quiet-schenden Geschäftigkeit“.

Das Ich, das in *Jausengebete* das Wort führt und sich von den Worten führen lässt, liebt diese Ausflüge. Das Wort ist hier wörtlich zu nehmen: Fliegen ist eines der zentralen Themen in *Jausengebete*. Es spielt eine so große Rolle, dass das Ich, das seinen Ort als einen zwischen zwei Gebrauchsanweisungen und zwischen zwei Informationsbroschüren markiert – als einen Ort also zwischen zwei funktional klar definierten Alternativen in einer funktional organisierten Welt –, dass dieses Ich sich dazu entschließt, selbst einen förmlichen Antrag zu stellen. Allerdings handelt es sich dabei um einen recht eigenartigen Antrag. Er ist an den „Herrn Sammlungsleiter der Vogelsammlung“ gerichtet, und beantragt wird eine „lebenslängliche Verbrüderung“. Denn, so schreibt das Ich vertrauensvoll an den ihm unbekanntem Adressaten, „wir wissen beide, dass es mit den Vögeln ein Anderes ist“.

„Ein Anderes“, groß geschrieben, erinnert daran, dass der Titel des Textes aus zwei Wörtern zusammengesetzt ist, das zweite ist „Gebete“. Gebete sind Anreden an ein transzendentes Wesen. Wie wir wissen, werden Vögel dieser Gattung gemeinhin nicht zugerechnet. In *Jausengebete* scheint das anders zu sein; und auch Schachtelhalm und Sauerampfer kommt offenbar ein anderer Status zu als es gewöhnlich bei Gräsern und Pflanzen der Fall zu sein pflegt. Dabei wird die emphatische Hingabe, die das Ich für die Geschöpfe des Himmels und der Erde zum Ausdruck bringt, zumeist noch im selben Atemzug gleich wieder ironisch gebrochen in einer geradezu beamtenhaften, zu-

mindest etwas steifleinernen Sprache. Das gilt für den Antrag, den das Ich auf Verbrüderung beim Sammlungsleiter der Vögelsammlung stellt, ebenso wie für seinen Wunsch nach einem „Jahresabonnement auf Sauerampfer“ oder für den Vorsatz, sich, aller programmatisch erklärten Bildungsferne zum Trotz, doch noch „weiter weiterbilden“ zu wollen, und zwar mit dem vermehrten Verzehr von Nacktschnecken.

Die Szenarien, die in diesem Text entworfen werden, sind nicht transzendental, doch sind sie über-wirklich. Sie stehen in der Tradition des literarischen Surrealismus. Simone Hirths *Jausngebete* erinnern an Texte des russischen Schriftstellers Daniil Charms, oder im deutschen Sprachraum an die kurzen Prosatexte Ilse Aichingers. Sie sind surreal und zugleich sehr real. In ihnen ist die Rede von Zugangsdaten und Zigarettenselbstautomaten, mehrfach auch von einem Schreibwarenladen. Dabei sind die Dinge, die genannt werden, zwar mit der Welt des Ich noch verbunden, doch ist es bereits von ihnen abgerückt. Vor gar nicht allzu langer Zeit, erst in diesem Jahr, ist es aus der alten Welt ausgestiegen. „Heuer baute ich mir eine Leiter aus Leuchtstoffröhren und kletterte aus dem Winter hinaus“, so lautet der erste Satz der *Jausngebete*. Der Einstieg in den Text beschreibt also einen Ausstieg. Er beschreibt zudem, so viel vielleicht zum Transzendenten in den *Jausngebeten*, eine Erleuchtung, allerdings eine recht prosaische aus Leuchtstoffröhren.

Bei diesem Ausstieg verbrennt sich das Ich die Fußsohlen. „Mit meiner verbrannten Hand schreibe ich von der Natur des Feuers“, so lautet ein berühmter Satz von Gustave Flaubert, den Ingeborg Bachmann in ihre Vorlesung über Gedichte aufgenommen und in ein poetologisches Programm übersetzt hat: Schreiben kann nur, wer entzündet ist, wer dazu bereit ist, sich anstecken zu lassen und eigene Erfahrungen zu machen, auch auf die Gefahr hin, dabei Schaden zu nehmen. In diesem Bild

ist zugleich die Vorstellung von der Hitze der dichterischen Inspiration aufgehoben. Sie ist nicht immer eine bequeme, sie kann auch gefährlich und leidvoll sein. Nun verbrennt sich das Ich in Simone Hirths *Jausngebeten* nicht die Hand, sondern die Füße. Sie sind sein Instrument der Welterkundung. Barfuß steigt es aus der Kälte seiner alten Welt hinaus, später möchte es ohne Schuhe fliegen, doch sagt man ihm, das sei nicht erlaubt.

Fliegen und Schreiben gehören in *Jausngebete* zusammen. Aus dieser Verbindung entsteht etwas Neues, von dem sich das Ich wünscht, es möge an die Stelle des Abgestorbenen treten. „Neben das Wort Schreibwaren sollte man das Wort Altlasten schreiben.“ Zur Altlast erklärt wird in *Jausngebete* die SchreibWare, eine den Gesetzen des Marktes gehorchende Welt des Schreibens. Nicht ohne Anstrengungen und Verletzungen hat das Ich diese Welt hinter sich gelassen, um sich fortan an den Vögeln zu orientieren und sich mit unbekanntem Vogelfreunden zu verbünden.

Uns Lesenden unterstellt das Ich den Wunsch, ebenfalls solche barfüßigen Ausflüge machen zu wollen. In Anspielung auf die Lafontainesche Fabel von der Ameise und der Grille lauten die letzten Sätze des Textes: „Jeder möchte sich doch gern eine Grille halten. Denke ich, aber nur so für mich.“ Dieser Text ist kein lautstarker Aufruf zur Revolution. Er ist eine Anrufung von Meisen und Menschen, ein Lockruf, haushälterisch abgesicherte Bestände nicht allzu hoch zu schätzen und die Kunst in ihrer luftigen Schönheit zuzulassen.

Und was ist mit dem roten Faden, den uns der Text an die Hand geben könnte, damit wir mit seiner Hilfe, unter seiner Anleitung den uns unterstellten, insgeheim gehegten Wünschen nachgehen und näher kommen können? Der Text verweist uns auch in dieser Frage wieder einmal auf die Vögel. So

wie sie nicht säen und nicht ernten und sich doch um nichts sorgen müssen, so müssen auch wir nicht um die Erträge unserer Lektüre fürchten. Es ist ganz einfach, wir müssen nur „(Die Fluglinie einer Schwalbe für den roten Faden halten, der alles zusammenhält.)“

Bettina Bannasch